

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 27

Artikel: Harter Winterkrieg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-710743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unterbricht plötzlich ein Ruf aus der Mitte des Gliedes das eintönige Kommando: «Hier, hier!» Einer der Soldaten ist mit seiner Sondierstange auf etwas gestoßen. Es muß sich um einen der Verschütteten handeln.

Sofort treten die «Schaufler» in Aktion. Von zwei Seiten wird gegen die Fundstelle zu gegraben, jeder schaufelt nach Leibeskräften bloß so lange, bis er außer Atem ist, dann wälzt er sich weg und der nächste stürzt sich in das immer größer werdende Loch.

Unterdessen sondieren die andern weiter, um auch den zweiten Verunfallten zu finden.

Nach wenigen Minuten hat die Schaufelgruppe den Verschütteten freigelegt: Bewußtlos, aber er lebt noch! Der Kursarzt untersucht ihn und stellt eine Kopfwunde, einen Armbruch und verschiedene kleinere Schürfungen fest, glücklicherweise noch keine Erfrierungserscheinungen. Nach Anbringung eines mustergültigen Notverbandes wird der Patient unverzüglich auf einen Rettungsschlitten verladen und zur Bergbahnstation transportiert.

Der Zweite ist immer noch nicht gefunden worden. Den Soldaten läuft trotz der Kälte der Schweiß am Körper herunter, so anstrengend ist die Arbeit. Nach $\frac{3}{4}$ Stunden bricht der Kdt. die Sondierung ab und befiehlt eine

Pause zum Einnehmen der Zwischenverpflegung, damit hernach die Sucharbeit wieder mit neuer Energie aufgenommen werden kann. In diesem Augenblick hört man aus der Ferne Hundegebell. Der Lawinenhund! Tatsächlich erscheint nach wenigen Minuten ein Gefreiter mit dem ersehnten Tier. Der Kdt. orientiert den Hundeführer über die Lage und dieser setzt unverzüglich seinen Hund ein. Vorerst müssen sämtliche Leute mit allem Material den Lawinenkegel räumen und sich auf die dem Wind abgekehrte Hangseite begeben, um dem Hund keine falsche Witterung zuzutragen.

Hierauf begibt sich der Gefreite mit dem schon ganz aufgeregten Tier an den Fuß der Lawine und schreitet mit ihm systematisch den Kegel ab, im Zickzack immer höher steigend. Dort, wo vorhin der Erste ausgegraben wurde, gibt der Hund prompt an, aber er wird weitergeleitet, um auch den Zweiten so rasch wie möglich aus dem weißen Grab zu retten.

Kurz oberhalb der Stelle, wo vorher mit Sondieren aufgehört wurde, gibt der Hund plötzlich Laut und beginnt wie rasend im Schnee zu scharren. Bald schaut von ihm nur noch der Schweif heraus und der Schnee stiebt hinten hinaus wie bei einer Schleudermaschine. «Hier graben, Herr Kdt.»,

erklärt der Hundeführer. Die Iselin-Schaufeln werden durch kräftige Soldatenfäuste in Aktion gesetzt, und in nicht ganz einem Meter Tiefe wird der zweite Verunglückte gefunden. Auch er lebt noch und ist sogar bei vollem Bewußtsein, klagt jedoch über Erfrierungserscheinungen am Gesicht sowie an den Händen und Füßen. Der Arzt und die Sanitätssoldaten nehmen sich sofort fachmännisch des Verletzten an. Nach einer ersten Behandlung der glücklicherweise noch nicht schlimmen Erfrierungserscheinungen wird auch er auf einem Rettungsschlitten zur Bahnstation transportiert.

Nach vorgenommener Materialkontrolle rückt ebenfalls die Rettungskolonne ein. Kurz nach Mitternacht trifft der Kurs wieder im Unterkunftsort ein. Die beiden Verletzten werden per Auto ins nächste Spital verbracht.

Die Gebirgssoldaten haben ihre Pflicht getan. Sie lernen jedoch während des Kurses nicht nur, wie man Verschüttete aus den Lawinen gräbt, sondern auch, wie man einen allfälligen Feind in unsern Bergen bekämpft. Und sie lernen dabei auch, wie die Berge nicht auch noch unsere Feinde, sondern im Gegenteil unsere Freunde sind. Aber nur dann, wenn man sie kennt, wenn man sie nicht fürchtet, sondern achtet und liebt! Lt. Zaugg.

Harter Winterkrieg

Von Oberst Preu

Kälte bis 50 Grad und fast manns-hoher Schnee geben im Winter des Ostens dem Kampf der Infanterie das Gesicht. Wer dort in Lederstiefeln zu marschieren hat, erfriert sich hoffnungslos die Füße. Wer im Gefecht einen Finger aus dem Handschuh nimmt, hat nach wenigen Minuten Mühe, ihn vor dem gleichen Los zu bewahren. Bei Wind lassen sich die schmerzenden Augen kaum offenhalten. Zwei Tage völlig im Freien nehmen das Leben. Die Kälte läßt in einem Maße abstumpfen, daß der Wille zur Selbsterhaltung fast er stirbt.

So nötigt die Kälte die Grenadiere, die vorderste Welle des Heeres, das freie Gelände zu verlassen, wo sie ihren naturgegebenen Aufenthalt hat, wo sie sich dem Auge und damit oft auch dem Beschuß des Gegners entziehen kann. Sie zwingt sie, sich an bewohnte Orte zu klammern oder sich feste künstliche Unterkünfte zu schaffen, auf die dann der unerbittliche Eisenhagel, die **Flammölgeschosse** und die Bomben des Gegners niedergehen. Der gefrorene Boden gestattet das Anlegen von schnell aufgeworfenen Deckungen, Feldstellungen und

tiefgeschürften Bunkern nicht mehr. Die Splitter der Granaten und die Querschläger der Infanteriegeschosse nehmen auf ihm an Wirkung zu.

Die Waffen haben Hemmungen, weil Öle und Fette für die beweglichen Teile festfrieren. Die Batterien der Fernsprechapparate und der Funkgeräte



Tauwetter im Schützengraben.

verlieren in der Kälte derart an Spannung, daß Verständigung im Freien nicht mehr möglich ist. Die Kraftfahrzeuge für Verpflegung, die Krankenkraftwagen springen mit Mühe an; bei der geringsten Unachtsamkeit gefrieren ihre Batterien auf und platzen durch den Frost Öl- und Kraftstoffleitungen. Die Kälte macht Speisen ungenießbar, selbst das Brot muß vor dem



Das Waschmittel für die Morgentoilette wird geholt.

Genuß erst sorgfältig aufgetaut werden. Die Kälte zwingt dazu, auch Pferde und Fahrzeuge in den an sich schon gefährlich dicht belegten Orten unterzubringen und macht diese noch zu beliebteren und lohnenderen Zielen für das Feuer des Gegners.

Der Schnee hemmt jede Bewegung. Im rückwärtigen Gebiet stehen Motorpflüge, Arbeitsdienst, Baubataillone, Gefangenen- und Zivilistenkolonnen als Schneeräumer zur Verfügung. Diese Hilfen fallen in der Zone des Kampfes größtenteils weg. Hier ist es ein hoffnungsloses Unternehmen, auf der verschneiten Straße mit einem Fahrzeug von einem Dorf in ein andres zu gelangen. Die dampfenden, aufgeregten, erschöpften Pferde ziehen zuletzt nicht einmal den leeren Wagen mehr.

In noch gefährlicherer Weise hemmt der Schnee die Bewegungsfreiheit des Grenadiers der vordersten Linie. Ein Angriff über 200 m Schneefeld läßt bei jedem Schritt bis zur Brust einsinken und sieht eine keuchende, stark erschöpfte Truppe am Ziel ankommen. In der Verteidigung ist das Beziehen von Wechselstellungen, das Heranarbeiten an feindliche Panzer, schnelles Heranführen von Reserven unendlich mühsam, oft unmöglich. Und wel-

chen Mut und welche Kraft erfordert es, als Spähtrupp im Schnee auf nächste Entfernung an den Gegner heranzugehen oder als vorgeschobene Sicherung ihn bis zuletzt zu bekämpfen, ehe man sich mühsam von ihm löst. Die im Sommer so schnelle und zuverlässige Verbindung mit Kradmeldern fällt weg. Melder zu Fuß und selbst Reiter sind an geschaukelte Wege gebunden und benötigen viel Zeit. Der Winter verlangt von Truppe und Führung das äußerste.

Die Führung muß zeitlich weiter planen als sonst. Denn Befehle können bei den beschränkten Meldemitteln, bei der winterbedingten Langsamkeit der Ausführung und den notwendigen Vorbereitungen nicht früh genug gegeben werden. Sie muß gründlicher berechnen: es fehlt meist die Zeit, unter dem Druck der Lage rasch gegebene kurze Befehle zu ergänzen oder zu ändern. Der Winter steckt den Rahmen ihrer Berechnungen überhaupt weiter. Wetter, Wegzustand, Unterkunft und Pferdefutter, um die man sich im Sommer wenig zu kümmern brauchte, erfordern jetzt alle Beachtung. Für den Angriff und jede Bewegung sind Wege zu planen und zu schaufeln. Unterkünfte müssen rechtzeitig erkundet und verteilt, Trosse, die im Sommer selbständig der Truppe folgten, durch genauen Befehl und ohne Verkehrsstockungen auf den schmalen Schneewegen dahin bewegt werden, wo noch etwas Futter zu erwarten ist. Es entwickeln sich für die Trosse neue Gliederungen. Zuweilen rückwärts ist der »große Troß« der Räderfahrzeuge, näher heran sind die motorisierten Fahrzeuge für Verpflegung und Munition, die sich aber nur auf den großen Rollbahnen bewegen

können und selten ganz an die Truppe herankommen. Die Truppe selbst führt bei sich nur den »kleinen Troß«, Feldküchen, Schlitten und vielleicht einige leichte Panjefahrzeuge, die man mit den wintergewöhnten Pferden aus dem Lande entnahm.

Die Truppe leistet Unvorstellbares. Sie gewöhnt sich an in der Verteidigung lang bemessene, im Angriff nicht übersehbare Aufenthalte in der Kälte. Sie schafft sich Schneestellungen als Deckung gegen Sicht und Schuß, baut Holzbunker hinein und heizt sie oft mit Öfen aus Milchkannen, Benzinfässern und Handgranatenkisten. Sie baut Dörfer zu Stützpunkten um und hebt Unterstände aus, wo Brand ein Holzhaus vernichtet und dabei die Erde aufgetaut hat. Die Schützen lernen die Tragfähigkeit des Schnees an verwehten und nicht verwehten Stellen beurteilen, schaffen sich in Eile Trampelpfade für ihre Bewegungen und ihr Stellungssystem. Sie gehen als Skispäher an den Feind und beobachten selbst kundig jede Spur vor der eigenen Linie. Die auch im tiefen Schnee noch wirksamen Waffen der schweren Granatwerfer und das schwere Infanteriegeschütz kommen zu erhöhter Geltung. Verdünnung der Öle und Fette mit Petroleum erhöht ihre Frostbeständigkeit und erhält die Gängigkeit der Waffen.

Die Kompagnien haben alles Ueberflüssige abgestoßen, das Gepäck des Offiziers und Mannes ist auf ein Mindestmaß beschränkt. Doch führen die kleinen landesüblichen Schlitten schnellbeweglich alles mit, was der Winterkampf erfordert: viel Munition, Verpflegung, Schanzgerät, Öfen, Ofenrohre und Verbandzeug. Ohne diese Schlitten ist der Winterkrieg un-



Nachschub mittels Eselkolonne.

denkbar. Sie können für kurze Strecken die gebahnten Wege verlassen und Kolonnen überholen oder ihnen ausweichen. Mancher Verwundete verdankt ihnen das Leben. Die kleinen Trosse entwickeln ihre Technik des Schneeräumens. Vor der Fahrzeugkolonne hebt ein kleiner Vorpflug, dann ein größerer Schneepflug — beide von Pferden gezogen — die Bahn aus. Im Notfall spuren leichte Schlitten voraus, denen die schweren beladenen und zuletzt die Feldküchen folgen. Selbst die schweren Infanteriegeschütze kommen mit oftmaligem Pferdewechsel und Mannschaftszug noch mit.

Dabei wird dieser Kampf gegen einen Feind geführt, der erbittert und ohne Rücksicht auf Verluste ficht, Land und Klima kennt, von Anfang an dafür

ausgerüstet war und schon im Frieden besondere Winterausbildung betrieb.

Ihm gegenüber bedeutet der Winter für die deutsche Infanterie eine Zeit höchster Kraffanstrengung. Er verlangt von ihr den letzten Hauch da, wo der Russe glaubte, unter Einsatz einer geballten Uebermacht an Menschen und Munition eine siegreiche Entscheidung erzwingen zu können. Ihre Linie durfte nicht an mehreren Stellen aufreißen, ein einzelner Durchbruch des Gegners mußte wieder abgeriegelt werden. Der empfindliche Apparat unseres modernen Heeres wäre sonst entblößt dem feindlichen Zugriff ausgesetzt gewesen, wie ein Körper, dessen schützender Haut man zu viele oder eine zu große, klaffende Wunde schlägt. Männer letzter Opferbereitschaft und kühnsten Schlages haben

im Winter in dünn gewordenen Linien — die Angriffsreserven für den Sommer sollten nicht schon zu dieser Zeit eingesetzt werden — den Russen den Durchbruch blutig verwehrt. Sie haben dabei gründlich ihre Lehren gezogen. Und doch dringt auch in diesem Winter einsamen Posten die Kälte bis ins Mark, feuern die Grenadiere verbissen mit klammen Händen auf die Angreifer. Die Hauptlast trägt wieder die Waffengattung, die nie behindert ist, weil hochkonstruierte, empfindliche Waffen und Geräte nicht einsatzbereit sind, bei der nur eines in Ordnung sein muß und stets in Ordnung ist, nämlich der sich den Körper unterordnende, unerschütterliche Kampfeswille: Es ist der schlichte große Heerbann des Volkes, die Infanterie.

Das Gesicht des Winterkrieges

Von Kriegsberichterstatter Dr. Walter Becker

Der Tag begann mit einem Paukenschlag. Wie aus einem riesenhaften Rohr geschossen setzte das Feuer der russischen Batterien ein. Da wußten die Männer in den Gräben, daß ihre große Stunde geschlagen habe. Sie kommen! Stärker als das Toben der Elemente in Sturm und Schnee und das Wüten der Schlacht war ihr Wille, den Angriff des Feindes zu brechen und keinen Fuß breit Boden preiszugeben.

Als zu Beginn der sechsten Morgenstunde das Rollen von Panzern vernehmbar ward, konnte niemand überrascht und überrumpelt werden. Seit Wochen, seit Monaten schon hatten sie auf diesen Augenblick gewartet. Jetzt, da die feindlichen Gräben lebendig wurden, standen sie zwiefach alarmbereit. Ein Tastendruck gleichsam löste das Feuer der Geschütze aus, die einen Sperrriegel aus Stahl und Eisen hinter die spanischen Reiter legte. Bis jetzt, da mit einem Male lautlose Stille eintrat, waren die Grenadiere nur Zuschauer gewesen. In Unterständen und Fuchslöchern kauend, ließen sie den Sturm der Einschläge über sich ergehen, die wie ein Gewitter an- und abschwollen. Ein Panzer härtester Männlichkeit umgab sie und schien sie wider die Gefahr gefeit zu haben, die nun, wie immer in solchen Minuten, riesengroß vor ihren Augen stand. Dann aber, als die Stille einbrach und die Feuerwalze nach hinten wanderte, sprangen sie auf und waren nur noch Kämpfer.

Die Russen rollten an. Im grauen Fluß des Schneetreibens waren ihre weiß bemalten Kampfwagen kaum zu erkennen. Grell blitzten die Geschosse auf, die sie gegen die Wälle sandten. Zur

Antwort bereit harrten die Grenadiere. Eine, zwei, drei Minuten vergingen. Die weiße Walze rückte näher. Gleich grauen Schatten folgten die Stoßtrupps nach, und hinter ihnen stapften in zahlloser Menge die Infanteristen durch den Schnee. Der Aufmarsch in das Niemandsland erfolgte so lautlos, als



Auf Vorposten an der russischen Nordfront.

hielte die Natur ihre Stimme an. Warten, warten und aufmerksam sein! Irgendwo blickte ein befehlendes Auge durch das Scherenfernrohr — und jetzt, wenn das Zeichen kommt, wenn die Spannung der Herzen sich aufs äußerste verdichtet, sinkt die Hülle von den Waffen. Die geballte Kraft einer ganzen Kompanie fällt den Feind mit

harten Schlägen an. Schuß auf Schuß faucht gegen die weißen Ungetüme. Exerziermäßig hält der Geschützführer seine Leute an, und schneller, immer schneller breitet das Sperrfeuer sein Verderben aus.

Dann bricht die Woge des Angriffs in sich zusammen. Zuerst gehen die Panzer in Flammen auf. Einer wagt sich bis zu den Minen vor, er zerbirst mit lauten Detonationen. Ein anderer dreht nach rechts und versucht von der Seite her sein Glück, — ein klares Ziel für die Nachbarkompanie. Ein dritter stellt sich mit der Breitseite auf und kippt, in den Turm getroffen, nach hinten um. Ein vierter wird von einer Panzerbüchse erhascht und beginnt, wie von einem Zündholz geritzt, zu brennen. Die stählerne Avantgarde des Feindes wankt, und hinter ihr mährt der Tod. Reihenweise fallen die braunen Gruppen, die müde über die Pläne tasten. Da und dort bäumt sich ein Häufchen auf, sucht den Schutz der Panzer oder einer Bodensenke und wälzt sich nur zu bald im Blute. Nur wenigen gelingt es, auf allen Vieren zurückzukriechen, um im Feindgraben zu verschwinden. Der Angriff ist abgeschlagen, die Panzer brennen krachend aus und werfen perlende Funken auf die Toten, die weit und breit das Feld bedecken.

Doch dieses sollte nur der erste Akt des stundenlangen Schauspiels sein. Kaum hatten sich die Nebelschwaden des Gefechts, von denen die Luft nach Pulver und Schwefel roch, verzogen, setzte von neuem das feindliche Trommelfeuer ein. Wieder kam das dumpfe Dröhnen näher und wieder wühlten sich die Einschläge in das kleine